

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: [digibib.ub@uni-rostock.de](mailto:digibib.ub@uni-rostock.de) .

Das PDF wurde erstellt am: 23.09.2025, 19:06 Uhr.

---

## Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg

### 26. Jahrgang (1944)

Schönberg (Meckl.): Verlag Emil Hempel, 1944

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1901022331>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext

110-480



# Mitteilungen

des Heimatbundes  
für das Fürstentum Rastenburg

Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

26. Jahrg.

März 1944

Nr. 1

Alle Rechte vorbehalten



Verlag Emil Hempel, Schönberg (Mekl.)

Der Verein führet den Namen:

# Heimatbund für das Fürstentum Rastenburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Meckl.

Führer des Heimatbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung. Im Führerrat: Konrektor Fr. Buddin als Schriftführer u. Museumsverwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Propst H. Rüdiger, Kaufmann W. Molzow (fr. Bürgermeister), Forstmeister a. D. P. Kaysing.

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pfg. mehr, wenn Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 25 Jahrgänge können nachbezogen werden, solange der Vorrat reicht.

Geldsendungen für den Heimatbund f. d. Fürstentum Rastenburg auf Postcheckkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Heftes: Auf der Titelseite: Blick auf die Diele der Gastwirtschaft „Stadt Hamburg“. — Aus der Ansprache von Alfred Rosenberg vom 17. 1. 1944. — Das Schulzenamt bei den ehemaligen Schönberger Bauernstellen (zum Bild auf der Titelseite). Von Fr. Buddin. — Ein Schmuckstück aus der ältesten Bronzezeit (mit Abb. von zwei Schleifennadeln). Von Dr. Bruno Hollmann, Schwerin. — Der Bänderton. Von E. Kummerow, Rüdersdorf b. Berlin. — Die Schönberger Töpfer- und Zieglerzunft (mit Abb.). Von Fr. Buddin. — Noch ein Kapitel Poesie. Von Heinr. Alexander Stoll. — Kleine Mitteilungen: Zur Geschichte der Schönberger Burmeister (Bd.). — Erzeugnisse Schönberger Tischler werden in Lübeck beschlagnahmt (F. Warnde). — Ueber die Deutung der Ortsnamen (E. Kummerow). — Wunschzettel des Museumsverwalters (Bd.). — Der Familienname Lenschow (Bd.). — Zur Jubiläumsspende für das Heimatmuseum (ab Dez. 1943).

Das Heimatmuseum ist jetzt wieder von Mai bis Oktober an jedem ersten Sonntag im Monat von 4 Uhr nachmittags an geöffnet. Außer dieser Zeit nach Meldung bei der Hauswartin Frau Olga Möller oder beim Museumsverwalter, der im Hause nebenan wohnt.

1944 9570.  
**Mitteilungen**

des Heimatbundes für das Fürstentum Rastenburg

26. Jahrgang

März 1944

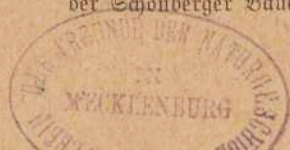
Nr. 1



Aufn. Kreisbildstelle. Febr. 1944

**Hausdiele der Gastwirtschaft „Stadt Hamburg“**

Ehemaliger und wahrscheinlich auch ursprünglicher Schulzenhof  
der Schönberger Bauern



**D**er Bauer ist nicht in der Lage, seine Arbeit nach Gutsdünken zu verrichten, sondern die Natur zwingt ihm den Rhythmus der Arbeit auf. Die Wirtschaft hat bestimmte Arbeitszeiten festgesetzt, und jeder ist bereit, eine solche Begrenzung zwecks eines klar gegliederten Lebenslaufs auf sich zu nehmen. Die U.S.A. sind die Erfinder des sogenannten Fließbandes, d. h. einer mechanisierten Arbeitskontrolle. Diese war das Ergebnis eines ungeheuren kapitalistischen Aktivismus. Als Antwort ergab die Entwicklung des 19. Jahrhunderts einen proletarischen Kollektivismus. Zum Klassenkampf von oben kam der Klassenkampf von unten, zur kapitalistischen Internationale die proletarische. Die sogenannte Freiheit der Wirtschaft demonstrierte sich in der Aussperrung. Die verzweifelte Antwort der Bedrückten war der Streik. Einer Sperrung der Arbeitsstätte und des Arbeitslohnes entsprach die Sperrung der Arbeitskraft. Ein Staat inmitten dieser Entwicklung begab sich nach und nach seiner ureigensten Souveränitätsrechte. Entweder wurde er privatisiert durch die Konzerne, wie in der U.S.A., oder ein moralischer Staat brach durch eine Revolte zusammen und verwandelte sich in eine kollektivistische Tyrannei, wie die Sowjetunion. Ein liberaler Staat ist unfähig, die Freiheit zu garantieren, weil er schon selbst privatisiert ist durch Wirtschaftsinteressen. Unfähig, die reichsten Lebensräume wirklich zu pflegen und zu bebauen, hält man gierig Ausschau nach neuen Rohstoffländern, um sie ebenfalls auszubeuten, und nach Absatzmärkten, weil die verelendeten Millionen des eigenen Landes schließlich keine Kaufkraft mehr ausbringen. Und wenn Völker sich diesen Ausbeutungsplänen nicht willfährig zeigen, dann kommt die Zeit der Kriege und der sozialen Revolutionen. In diesem Sinne sind Weltkapitalismus und bolschewistische Weltrevolution im tiefsten Innern keine weltanschaulichen Gegner, sondern höchstens Konkurrenten, um neue Plätze für eine Weltausbeutung und Welthege zu finden. — Dem entgegengesetzt hat der Nationalsozialismus Persönlichkeit und Gemeinschaft, d. h. die Persönlichkeit als in Blut und Erde verwurzelte, wachsende, nie ohne eine Bindung entstehende schöpferische Kraft — und die Gemeinschaft nicht als bloße Summe wurzelloser Individualitäten, sondern als Einheit von Persönlichkeiten.

Die U.S.A. hatten einmal eine große Chance in der Geschichte. Ein Riesentraum wurde erschlossen, ungeahnte Reichtümer des Bodens boten sich den Menschen dar. Unbeschwert durch manche drückende Tradition sind Hunderttausende an die Arbeit gegangen. Aber diese vielversprechende Pionierarbeit hatte als Ergebnis einer technischen Revolutionierung mit wirtschaftlicher Ueberentwicklung die um sich fressende, heute schon riesenhafte Wüste. Vernichtung des Bauerntums, Wälder- und Präriezerstörung, 12 Millionen Arbeitslose, Millionen Farmer, die, von ihrem ausgebeuteten Boden vertrieben, durch die Länder irrten — und auf der andern Seite das sich zusammenballende Riesenchaos von Newyork mit 50-, 80stöckigen Wolkenkratzern als Symbol einer Vernichtung der Persönlichkeit, der Normierung des ganzen Lebens. Newyork wird schon heute zum Symbol der kulturlosesten Stadt des Erdballs. Wir dürfen, glaube ich, schon sagen: ein altd deutsches Bauernhaus hat mehr geistige Freiheit und Schöpferkraft in sich versammelt als alle Wolkenkratzerstädte und Wellblechbuden zusammengenommen.

Alfred Rosenberg, 17. 1. 1944.

## Das Schulzenamt bei den ehemaligen 12 Schönberger Bauernstellen

Von Fr. Buddin

(Hierzu das Bild auf der Titelseite)

Im Jahrgang 1895 Nr. 16 veröffentlicht L. Bicker in seinen Wöchentlichen Anzeigen die folgende Notiz:

„Im Hause des Ackerbürgers Hölddorf sind in mehreren Koffern alte Schriftstücke gefunden worden, die für Sammlungen großen Werth haben dürften. Die Sachen, die aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammten, enthalten Verordnungen für die hiesigen 8 Bauleute. In dem Hause, wo die alten Akten gefunden, war früher das Schulzenamt. Ein Schulzenstab und ein Beutel mit alten Münzen wurde ebenfalls entdeckt. Die Urkunde bestätigt, daß die Bauleute sich bei Unterschriften sogenannter Hauszeichen, die abgebildet sind, bedienen durften.“

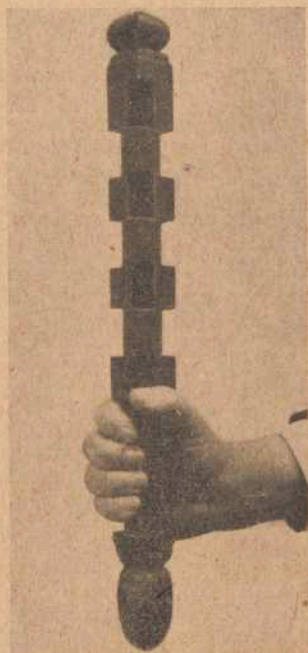
Die hier erzählte Begebenheit hat offenbar dazu beigetragen, daß man sich in Schönberg mit dem Entschluß zur Gründung eines Altertumsvereins befaßte, wenn auch die Gründung selbst erst am 19. Juni 1901 in diesem Hause erfolgte. Was mit den „alten Koffern“ gemeint ist, wissen wir nicht; und Ludwig Bicker, der Bürgermeister, wird kaum dabei zugegen gewesen sein. Man kann auch niemand mehr fragen, denn mit dem Kirchenrat Schmidt, der im November vorigen Jahres von uns gegangen ist, starb der Letzte aus dem kleinen Kreis von Freunden (ich denke außer an ihn und an seinen Schwiegervater Hölddorf noch an Pastor Krüger, an Direktor Künzeling, Pastor Horn und Dr. Latendorf), die damals (1895) auf der Diele des Gasthauses „Stadt Hamburg“ den Aktenfund umstanden und ihre mehr oder weniger sachverständigen Meinungen austauschten. Latendorf hatten es die Hausmarken angetan. Mit dem ihm eigenen Eifer hielt er Umschau nach solchen Zeichen und veröffentlichte darüber einen Aufsatz in den Jahrbüchern des Vereins f. meckl. Geschichte (wir haben die Arbeit im Jahrg. 1921 Heft 1 unserer Mitteilungen nachgedruckt). Er starb aber schon 1. 5. 1898. Krüger stellte unter dem Titel „Die älteren Hauswirthsfamilien des Schönberger Kirchspiels“ auf Grund seiner Kirchenbücher und einschlägiger Landvogteiakten umfangreiche familiengeschichtliche Studien zusammen, die er im Jahrgang 1897 des Bickerschen Kalenders drucken ließ und damit den ersten Entwurf bot zu seinen „Dreißig Dörfern“, die 1900 in Buchform erschienen und in der von Prof. Dr. Ploen überarbeiteten und stark erweiterten Form vom Heimatbund zu Weihnachten 1926 neu herausgegeben wurden. Horn, 1880 als Pastor nach Selmsdorf berufen, nahm seine Geschichte des dortigen Kirchspiels in Angriff und ließ von Okt. 1903 ab die jeweils fertigen Bogen dem „Schönberger Anzeiger“ beilegen. Hölddorf, der sich 1875 hier eingeheiratet hatte, mochte die geheimnisvollen Behälter im Bodenraum seines Hauses längst im Auge haben, aber weniger wegen eines vermeintlichen wertvollen Inhalts, als wegen der äußeren Form.

Es ist anzunehmen, daß der Berichterstatter der Wöchentlichen Anzeigen unter „Koffern“ eine bemalte Bauerntruhe (sogenannte Lade) und einen Kasten nach Art der Zimmungsladen verstanden hat, denn zu einer Zimmungs- oder Zunftlade paßt das Ding, das er „Schulzenstab“ nennt und das wir hier im Bilde vorführen können. Ein Schulzenknüppel ist es jedenfalls nicht, den kennt hier im alten Fürstentum niemand. Wohl aber im Mecklenburgischen. Ich entsinne mich aus meiner Heimat im ehemaligen Herzogtum Strelitz, daß wir Zunge ihn von Hof zu Hof herumtragen mußten, wenn der Schulze seine Bauern am Abend zu einer Sitzung beisammen haben wollte. Der Rakeburger Schulze benutzte zu diesem Zweck das

Schulzenhorn, von dem wir in unserem Heimatmuseum mehrere hängen haben (vgl. Mitteilungen Jahrgang 1919 Nr. 1, S. 11 und 1928 Nr. 3, S. 48), und das wurde geblasen. Ohne Zweifel hat vor Jahrhunderten auch der Schönberger Schulze ein solches Horn gehabt und benutzt. Aber das ist längst verschwunden, zum mindesten nachdem neben dem Schönberger Bauern der Schönberger Bürger auftrat. Was unsere Abbildung darstellt, ist ein Schafferholz, wie es die Bürger bei ihren



Schafferholz zur Amtslade  
der Maurerinnung (1820)  
Heimatmuseum



Schulzenknüppel  
der Schönberger Aderbürger  
Heimatmuseum

Zinnungsladen hatten, oder sagen wir besser: die Nachahmung eines solchen. Leider fehlt jeder Vermerk eines Datums darauf. Aber das ist auch bei den andern Schafferhölzern so, die wir bei einer ganzen Reihe von Zinnungsladen in unserem Museum haben und die laut Inschrift entweder aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts oder gar erst aus dem 19. stammen. Wo mögen nun die „Koffer“, um sie nochmals so zu nennen, geblieben sein, in denen die alten Akten der Schönberger Bauleute gelegen haben sollen? Ja — wer das wüßte. Man hat sie doch wohl, weil wurmfressen und gar zu schäbigen Aussehens, in den Ofen gesteckt. Wir wollen froh sein, daß wenigstens der „Schulzenknüppel“ (nennen wir ihn nochmal so) von der Familie Holldorff gerettet ist. Darüber hinaus scheint nämlich der geheimnisvolle „Stab“ bewirkt zu haben, daß aus Holldorff selbst ein ungewöhnlich interessierter Freund von altertümlichem Bauerngut wurde. Die große Zahl Rakeburger Hauswirte, die in seiner Wirtschaft „aus-

spannten, um ihr Frühstück zu verzehren“, wußte er zu beeinflussen, daß sie ihre Schätze herausrückten. Bald war ein Tisch, eine Bank, ein halbes Dutzend geschnitzter Lehnstühle sowie mancherlei an Kleinigkeiten vorhanden, um zu einer *Bauerntube* zusammengefaßt zu werden. Sie stellt noch heute, natürlich weiter ausgebaut, eine Zierde unseres Heimatmuseums dar. Auch eine bunte Bauernlade (Inscription Johanna Maria Oldörpen 1786) kaufte er und tat einen Bäuerinnenanzug hinein mit schönen Brusttüchern dabei, woraus unsere viel beachtete Trachtenammlung herausgewachsen ist. Leider starb Wilhelm Holsdorff schon am 12. Okt. 1906 im Alter von erst 58 Jahren. — Recht eigentlich an den Kern des Aktenfundes von 1895 aber ist nur *Schmidt* vorgebrungen. Er hat die alten Urkunden sämtlich durchgearbeitet, hat sie mit ähnlichen in der Landvogtei und im Schweriner Staatsarchiv verglichen und auf dieser Grundlage eine Geschichte der 12 Schönberger Bauernstellen als wesentlichen Bestandteil der Geschichte unserer Stadt überhaupt niederschreiben können. Zwar liegen diese Arbeiten nur im Manuskript vor. Aber es ist dafür gesorgt (auszugsweise Abschriften sind angefertigt), daß eine spätere Zeit sie ausmünzt und im Druck vervielfältigt.

Wie gern hätte ich den stets hilfsbereiten Freund gebeten, uns zu dem Bilde auf der Titelseite dieses Heftes ein Begleitwort zu schreiben. Das geht nun nicht mehr. Aber wir freuen uns, daß er zweimal in unseren Mitteilungen zu dem hier zur Rede stehenden Thema das Wort genommen hat, nämlich in der Augustnummer des Jahrgangs 1922 (S. 10) und in der Mai-Nummer 1926, wo es im Anschluß an das auf der Titelseite wiedergegebene Bild des Gasthauses „Stadt Hamburg“ geschah und uns an die damals vor 25 Jahren darin erfolgte Gründung des Altertumsvereins erinnern sollte. Zu der erstgenannten Äußerung hatte ihn, der damals schon Kirchenrat in Zietzen war, das von J. Warnde bearbeitete und 1922 von uns herausgegebene Schönberger Bürgerbuch (1588—1822) veranlaßt. Er lobte es, das ihm bisher unbekannt gewesen war, durchaus, aber in einer Fußnote auf S. 9 hatte er den Vermerk gefunden, daß Schönberg bis 1657 zwei Bürgermeister gehabt habe, von da ab jedoch nur einen, und das bestritt er. Noch am 26. April 1822, so schreibt er, wo der Großherzog Georg seinem „Städtlein Schönberg“ das neue Stadtreglement verlieh und es damit „zur Stadt erhob“, war ein zweiter Bürgermeister da, was aus einem Prozeß hervorgehe, den dieser (Johann Burmeister hieß er) mit dem damaligen Ersten Bürgermeister Saß wegen einer Wiese führte, die bisher von beiden abwechselnd benutzt worden war. Der Prozeß endete 28. 6. 1823 durch einen Vergleich. Es kann auf zahlreiche Einzelheiten, die Schmidt seinen Ausführungen beigibt, nicht eingegangen werden, das würde zu weit führen. Ueberdies werden diejenigen unserer Mitglieder, die ein besonderes Interesse dafür empfinden, das betr. Heft zur Hand haben. Nur ein kurzer Einschub sei gestattet, weil er etwas berichten will, was bei Schmidt nicht steht. Schmidt sagt nur, daß die Bauleute nach dem Abgang von Johann Burmeister (1822) noch eine Zeitlang ihren Schulzen gewählt hätten, weil sie dessen Beibehaltung wegen ihres Verhältnisses zur Großkammer für unerläßlich hielten. Dieser Schulze aber ist der Baumann Peter Heinrich Dietrich Spehr gewesen, und er war verheiratet mit Margarete Elisabeth geb. Burmeister, höchstwahrscheinlich einer Tochter von dem Bürgermeister Johann Burmeister. Auf ihn bezieht sich die Tafel mit der geschnitzten Inschrift H S 1819, die unser Bild zeigt und die jeden Gast von „Stadt Hamburg“ von dem mächtigen Balken der Diele aus begrüßt. Ich möchte glauben, daß die geschnittenen und bemalten Zeichen auf dieser Tafel von derselben Hand stammen, die unsern „Schulzenknüppel“ angefertigt hat. Heinrich Spehr ließ 1819 die Vorderseite des bis dahin hier stehenden Siebelhauses in der Querform ausbauen, wie wir sie

mit einem Toreingang an der Seite unter Nr. 217 (allerneuestens Am Markt 13) kennen und wie auch das Bild auf der Titelseite des Matheftes 1926 dieser Mitteilungen sie zeigt. Was lag näher, als daß der neugewählte Schulze den Schönberger Bauern sein neues Lokal für ihre Zusammenkünfte empfahl? Aber Schulze Spehr wußte auch sonst, was sich schickte. Da tagten drüben in der Krügerischen Herberge (heute Rudolf Doll) die Innungen. Bei feierlicher Gelegenheit stand der Obermeister hinter der offenen Türe und fuhr, Ruhe gebietend, mit dem raspelnden Schafferholz über die Tischkante, wenn etwas Wichtiges vor sich gehen sollte. So war es damals der Brauch bei den Zünften. Man hatte das den Studenten abgequodt, wo der Präses bei einem Kommerz dreimal mit dem Schläger auf die Tischplatte hieb, was Silentium bewirken sollte. Das ahmten die biederen Handwerksleute nach — warum sollten die Bauersleute nicht ähnlich verfahren? Ein Schafferholz mußte besorgt werden. Daß wir solch Ding heute Schulzenknüppel nennen, konnte niemand ahnen.

Doch nun im Ernst zu den Fragen: Wie lange hat das Schulzenamt in Schönberg bestanden, wo und wie wurde es ausgeübt? — Unser Ort wird zuerst 1219 in einer Urkunde genannt: *Acta junct hec in Sconenberge, anno dominice incarnationis MCCXVIII, pontificatus nostri anno quarto*. Das Schriftstück, vom Bischof Heinrich I. (1215—1223) „im 4ten Jahre seines Pontificats“ ausgestellt, wurde im Hause des Pöbanen (Ortsgeistlichen) unterzeichnet. Es muß also schon eine Kirche vorhanden gewesen sein. Aber das ist nicht die jetzige, die wurde in ihren Grundmauern erst um 1300 errichtet. Wahrscheinlich war es eine kleine, einfache Holzkirche, wie auch Carlow und Schlagsdorf sie gehabt haben, und ihren Platz hatte sie am Kapellenteich, also in der Nähe des heutigen Bahnhofes. Sie wird auch erst gebaut worden sein, als die 12 Bauern ihre Höfe um den Dorfanger herum (das ist heute der Marktplatz) angelegt hatten, nachdem jedem seine Hufe beim Siedlungsgeschäft zugewiesen war. Der Lotator wurde ihr Schulze, und in seiner Familie blieb dieses Amt zunächst erblich. Erst 1525 (das ist 300 Jahre später!) wird ein Verzeichnis der Bauern mit Nennung ihrer Namen angelegt, das uns erhalten geblieben ist. Es handelte sich dabei um die Wahrnehmung von Pachtzins an das Domkapitel, worüber der Bischof Georg von Blumenthal unterrichtet sein wollte. Wir lesen da, daß Schönberg noch seine 12 Bauern mit zusammen 12 Hufen hat, zu denen weitere 3 Hufen als unmittelbarer Besitz der Kirche hinzukommen. Aber wer der Schulze war und wo sein Hof lag, erfahren wir nicht. Spürbar wird nur, daß aus dem Bauerndorf so allmählich ein Städtlein geworden ist. Diese Umwandlung setzte schon 1330 ein, als der Bischof Marquard seine Residenz endgültig nach Schönberg verlegte und den weiteren Ausbau der Befestigung seines Schlosses vornahm. Mit ihm kam eine Anzahl bischöflicher Dienstleute nebst Familie, womit wieder ein Zugzug von Handwerkern zusammenhing. Die wollten alle wohnen, bauten sich Häuser, zu denen die Bauern den Platz hergeben mußten, und richteten sich kleine Landwirtschaften ein, indem sie, wo irgend möglich, von den bäuerlichen Hufen etwas Acker abzwacken. Gemäß ihrer wachsenden Zahl wuchs auch ihr Selbstbewußtsein, nicht wenig gehoben durch das Vorbild der um jene Zeit erfolgten Städtegründungen. Man nannte sich mit Stolz *Bürger*, hielt die Bauern wohl gar für minderwertig und nahm schließlich die Leitung des kleinen Gemeindegewesens in die eigene Hand. So erklärt es sich, daß auf dem Titelblatt des 1588 angelegten Bürgerbuches (s. Mitteilungen Febr. 1920, S. 20) zwei Bürgermeister sich vorstellten, von denen der bäuerliche — Simon Habemann heißt er — der *zwei gradige* ist. Wer ist Simon Habemann?

Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von Schönberg im Museum hängen (s. Mitteilungen November 1920, S. 64, und wiederholt Juli 1939, S. 27).

Es ist ein Ausschnitt aus einer 2 Meter langen Karte (sie liegt im Lübecker Staatsarchiv), die um die gleiche Zeit, vielleicht sogar im selben Jahre, wo die beiden Schönberger Bürgermeister ihr Bürgerbuch anlegten, entworfen ist und die das Stromgebiet der Stepenitz, zu der ja auch unsere Maurine gehört, darstellen soll. Man machte damals solche Landkarten, indem man die darauf vorkommenden Ortschaften als ein niedrigliches Ansichtsbild hineinzeichnete. Natürlich darf man dabei keine photographisch treue Wiedergabe erwarten, doch immerhin sehen wir unser Schönberg mit seinem damals noch spitzen Kirchturm (die Kirche brannte Palmsonntag 1601 bis auf die Grundmauern ab) und drum herum zahlreiche strohgedeckte und sogar mit Pferdeköpfen im Siebel gezierte Häuser, die miteinander einen regelrechten Rundling bilden. Durch einen Brückentopf ist das bischöfl. Schloß mit ihm verbunden, wo der fürstliche Administrator oder sein Vertreter, der Stiftshauptmann, residierte, dem auch die beiden Schönberger Bürgermeister zu gehorchen haben. Wie diese heißen, wissen wir aus dem Bürgerbuch, aber wo sie wohnen, verrät uns dieses ebensowenig wie unsere Karte. Auf der Grewsmühlischen Stelle („Grewsmäöl in de Hürn“, heute Ausbau Braasch am Petersberger Weg) sitzen um 1590 die Havemanns, aber auch auf der später Bidschen Stelle gegenüber von Max C. Saß (heute Ausbau Frau Arndt am Bünsdorfer Weg). Jrgendwo muß ja Simon Havemann, der Schulze und zweite Bürgermeister von 1588, stecken. 1601 ist er verschwunden, da treffen wir neben Joachim Olderog den Arendt Kogeler und 1602 den Joachim Kolborn als zweiten Bürgermeister. Kogeler ist der Ahne auf der Stelle des Baumanns Burmeister, der sich hier 1648 am Markt von Kleinsfeld her einheiratet (jetzt wohnt Hempel auf dem Platz); Kolborn hatte die von Mandelsloh eingetauschte und darauf eingegangene Stelle neben der Apotheke (jetzt wohnt Brufmann auf dem Platz). „Anno 1618 werden Jochim Dobbertin und Hans Fide von der ganten Bürgerschaft vndt mit der Obrigkeit wizen vndt willen auff dem stiftshause schöneberg zum Burgermeisters erwelet“ (Bürgerbuch S. 9, im Original S. 34). Hans Fid ist Baumann, also der Schulze. Seine Stelle (nicht die oben erwähnte in der Siemzer Straße), lag zwischen der Kolbornschen (s. oben) und dem seit 1747 Spehrschen Gehöft („Stadt Hamburg“). Sie ist 1525 im Besitz von Hans Vischer, 1525 bis 1614 wird wieder ein Hans Vischer erwähnt, worauf sich der Name in Vid verwandelt. Schmidt schreibt: „Nach einer Bemerkung in den Amtsakten handelt es sich bei den Namen Vischer (Fischer), Wigger und Fid um dieselbe Bauernfamilie.“ Der 1618 gewählte Hans Vide ist wahrscheinlich ein Sohn von dem vorgenannten Hans Vischer. Die Tochter von dessen Bruderjohn Peter Vischer heiratet 1686 einen Hinrich Schwarz, dessen Nachkommen 1729 die Bauernstelle aufteilen und an die andern Bauleute verkaufen.

Nun aber zurück zu dem Kollegen von Hans Vide, nämlich dem ebenfalls 1618 gewählten Bürgermeister Jochim Dobbertin. Da heißt es „Anno 1640: Auf heiligen drey Könige Abend (6. Januar) ist Berendt Pahlzow von Einem woll Ehrwürd. Thumkapittel des Stifftes Rakeburgt auch von den anwesenden Burgern zu Einem Bürgermeister in Jochim Dobbertins Stelle erwehlet und dieses zur Nachricht ins borgeboch gezeichnet.“ Dobbertin lebt also nicht mehr. Pahlzow ist sein Nachfolger geworden.

Für „Sel. Berendt Pahlzowen“ wird am 1. März 1666 auf dem Amtshause Hermann Olderogge zum Bürgermeister gewählt (Bürgerbuch S. 9, im Original S. 50 b). Pahlzow war Besitzer des Grundstücks, wo heute „Stadt Hamburg“ steht, Hermann Olderogge dagegen saß auf dem Bauernhof, der dort lag, wo heute Träger seine Schmiede hat. In dem Blumenthalschen Pachtverzeichnis von 1525 (ich benutze jetzt den Vortrag

von Kirchenrat Schmidt, den er uns Oktober 1941 über die alten 12 Schönberger Bauernstellen hielt) ist hier ein Klaus Lembke, auf ihn folgt Achim Boye (1593—1603) dann Hans Oiderogge (1606—1618). Dieser stirbt, worauf sich Heinrich Burmeister als Zwischenwirt hineinheiratet, doch nur bis 1633, wo der Erbe Hans Orogge (also der Sohn aus erster Ehe) die Stelle übernimmt. Dessen Witwe verheiratet sich 1642 mit Claus Paustian. Hierzu schreibt Schmidt: „In den Amtsakten wird zu derselben Zeit Claus Badesstein als Besitzer erwähnt, doch handelt es sich um die gleiche Person, denn Paustian und Badesstein sind nur verschiedene Ableitungen von Sebastian, dem Namen des Kalenderheiligen, dessen Tag der 20. Januar ist.“

Nach dem Tode von Claus Paustian verheiratet sich dessen Witwe (also zum drittenmal) 1651 mit Berendt Dehtleff, der aus Welzin bei Grevesmühlen stammt. Unter ihm brennt die Stelle im Jahre 1672 infolge Blitzschlag ab. In seiner Not kauft er von den Erben des verstorbenen Bürgermeisters Behrend Bahlzow am 9. September 1672 dessen Grundstück, das heutige „Stadt Hamburg“. Die abgebrannte Baustätte von Stelle VI (wo heute Träger wohnt) geht in den Besitz von Erich Petersen über, doch erst am 19. März 1682. Zugleich werden die beiderseitigen Lasten ausgetauscht, worauf fortan das Haus am Markt als Stelle IV gilt. Nun ist aber Behrend Dehtleff ja nur Jahrenwohner gewesen. Darum wird, als er 1683 stirbt, sein Stieffohn Hans Paustian der Besitzer (s. oben). Doch ist er es nicht lange, da schon 1693 Thies Wölsin aus Lindow seine Witwe heiratet. Dieser wird 26. 6. 1699 Bauern-Bürgermeister für den verstorbenen Heinrich Schwarz, muß die Stelle aber bereits 1706 an seinen Stieffohn Behrend Joachim Paustian abtreten. Ich zitiere jetzt wörtlich aus dem Aufsatz von Schmidt auf S. 20 im Jahrgang 1926 dieser „Mitteilungen“: „Auch dieser Behrend Joachim Paustian stirbt bereits nach wenigen Jahren. Die Witwe Abel Maria heiratet 1721 Joachim Oirrogge und nach dessen frühem Tode 1730 Joachim Fajch. Im Jahre 1742 kommt die Stelle durch Erbgang an Gustav Heinrich Paustian; seine Frau hieß Anna Margaretha Freitag, die sich nach dem bald erfolgten Tode ihres Mannes († 1746) mit Heinrich Spehr aus Törpt verheiratet (1747). Ihr Sohn aus erster Ehe, Berend Joachim Paustian, starb 1765 ohne Erben, und nun übernahm Heinrich Spehr die Baustelle, die dann bis 1908 in seiner Familie geblieben ist.“

Die Spehr sind gegen 1800 unter den Hauswirten des Fürstentums recht häufig (vgl. die „30 Dörfer“), doch war nicht zu ermitteln, aus welcher Stelle in Törpt der neue Besitzer der alten Paustianwirtschaft in Schönberg stammte, wahrscheinlich aus II. Da sein Sohn und Nachfolger Peter Heinrich Dietrich, wie schon gesagt, mit einer Burmeister verheiratet war, werde ich im noch ausstehenden Schlußabschnitt meiner im „Schönberg-Neuhaer Anzeiger“ erscheinenden Geschichte der Burmeister nochmal darauf zurückkommen müssen, vielleicht findet sich bis dahin Gelegenheit zu einer Aufklärung. Uebrigens leben zu jener Zeit auch in Schönberg noch andere Spehr, z. B. nennt das Bürgerbuch 1772 einen Diedrich Ernst, 1779 einen Hans Joachim und 1809 einen „Johann Spühr“, der sogar mit dem Zusatz „ein Großbürger“ ausgezeichnet ist. Dies wird Johann Joachim Spehr sein, der nach Verheiratung mit Sophie Kabe, der einzigen Tochter des benachbarten reichen Bäckermeisters, im Jahre 1822 „Spehrs Hotel“ erbaute und alsbald eine Gastwirtschaft nebst Krämerei darin einrichtete. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, sondern verweise auf einen Artikel, den ich unter der Ueberschrift „40 jähriges Bestehen des Heimathundes“ am 19. 6. 1941, also am Jubiläumstage, im „Schönberger Anzeiger“ veröffentlichte. Man wird sich erinnern: es war ein Bild „Alte rabeburgische Bauernstube“ beigegeben, nämlich die photo-

graphierte Bauernstube in unserem Heimatmuseum, die Holldorff seinerzeit als Grundstock unserer bäuerlichen Sammlungen, wie ich eingangs schon erzählt habe, aufgestellt hat. Johann Joachim Spehr ist z. 11. 1864 gestorben. Er war Ratsherr (Senator) und unterzeichnete als J. J. Spehr neben H. Knip und unter dem Bürgermeister Fr. Schrep die Urkunden des Magistrats. Bauernbürgermeister (Schulze) konnte er nicht werden, da er kein Baumann war. Diesen Vorzug aber hatte sein Nachbar und Namensvetter Johann Heinrich Christian Spehr, der Sohn von Peter Heinrich Dietrich Spehr (Frau geb. Burmeister) und Enkel von dem aus Töppt gekommenen Heinrich Spehr (Frau geb. Freitag, verw. Paustian). Damit stehen wir wieder unter der Tafel mit der Inschrift H. S. 1819 am Balken der Diele von „Stadt Hamburg“.

Ohne Zweifel stammt der Balken aus dem alten Hause, und vielleicht hat er noch irgendwo eine mit der Art eingehauene Jahreszahl, die unter dem Mörtelwurf nicht zu sehen ist. In den Akten liegt eine Beschreibung des Hauses vom Jahre 1747 und später von 1787 (Mai-Nummer der Mitteilungen 1926, S. 19 ff.), wo auch ein dazugehöriger großer Pferdestall nebst Wagenschauer Erwähnung findet. Daraus schließen wir, daß das Gewese auf Gastwirtschaftsbetrieb eingerichtet gewesen ist. Nun hat ja sicher vor dem alten Wohnhause (das übrigens 1787 schon mit Pfannen gedeckt war) ein noch älteres gestanden, ja — man könnte ganz bis auf den Anfang zurückschauen und sich vorstellen, wie die Nachfolger des Lokators, also die Schulzen, für ihren Hof sich die Schankgerechtigkeit vorbehalten. Tatsächlich haben in alter Zeit die Schulzen neben der Verpflichtung, Herberge zu stellen, die alleinige Erlaubnis zur Ausgabe von Bier und Branntwein, so daß fast ohne Ausnahme die älteste Gastwirtschaft eines Dorfes auf der Schulzenstelle gewesen ist. Das dürfte auch für Schönberg zutreffen und zwar für „Stadt Hamburg“. Erst nachdem das Erbschulzentum in Vergessenheit geraten war und die Bauleute sich ihren Schulzen bei Bedarf wählten, werden die dabei entstandenen „zweiten Bürgermeister“ auf Grund ihrer Schankgerechtigkeit sich Wirtschaften eingerichtet haben, z. B. Böckmann-Sottelet am Markt und Freitag-Boye in der Siemzer Straße. Selbstverständlich behielt der Gastwirt seinen Konjens, auch wenn er nicht mehr Schulze war. Vielfach ist allerdings der Sohn zum Nachfolger gewählt worden.

So auch bei den drei Spehr, die aufeinander folgen. Sie haben alle den Vornamen Heinrich. Der die Burmeister zur Frau hatte und 1819 den Hausbau ausführen ließ, ist 1843 gestorben. Sein Sohn Johann Heinrich Christian wurde im Mai 1808 geboren. Am 5. Mai 1843 ließ er sich als Bürger aufnehmen und war verheiratet mit Catharina Maria geb. Schmidt, Arbeiterin vom Bauhof. Ihr Vater hieß Johann Schmidt, ihre Mutter Elisabeth war eine geborene Burmeister. Ob Blutsverwandtschaft mit der Schwiegermutter? Es wäre möglich. Heinrich Spehr wird im Staatskalender noch bis 1849 als Schulze bezeichnet, dann nicht mehr. Gestorben ist er 19. 3. 1886 im Alter von fast 80 Jahren, seine Frau erst 13. 8. 1901, auch 79 J. 4 Mon. alt. Das Ehepaar hatte nur zwei Kinder: die beiden Töchter Marie und Sophie. Marie, \* 17. 3. 1857, war die Erbin der Bauernstelle und heiratete 12. 10. 1876 den Kaufmann Wilhelm Holldorff, geb. 1. 7. 1848 in Röbel. Die Schwester Sophie, \* 30. 6. 1864, wurde 4. 5. 1888 die Frau von dem Amtsgerichtsdiätar Otto Schnell in Schönberg, später Altmar bzw. nach neuerer Rangbenennung Obersekretär und Justizinspektor in Mirow. Er stammte aus Warbende bei Feldberg, wo er 31. 5. 1859 geboren wurde, und war ein Bruder von dem Musikdirektor Bernhard Schnell am Lehrerseminar in Mirow. Otto Schnell ist 5. 5. 1942 in Mirow gestorben, seine Frau lebt noch. Frau Marie Holldorff geb. Spehr starb 12. 8. 1941. Auch die Holldorffschen Eheleute hatten zwei

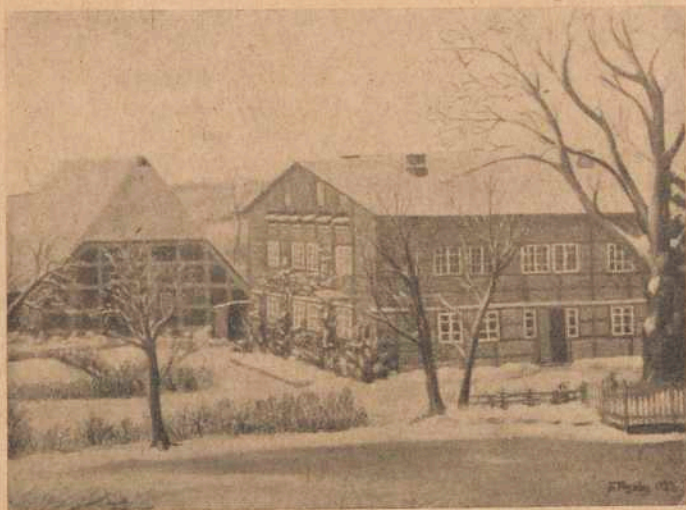
Kinder, Hans und Martha. Hans (\* 26. 12. 1878) heiratete 23. 9. 1904 Emma Hauschild, Töpfermeisterstochter in Schönberg. Martha (\* 3. 4. 1881) wurde 29. 12. 1899 die Frau von dem Realschullehrer in Schönberg cand. min. Friedrich Schmidt, dem späteren Kirchenrat und Propsten.

Holldorff bewirtschaftete nicht nur die Ackerbürgerstelle seiner Frau, sondern hatte auch noch (bis 1896) die Pfarrländereien hinzugepachtet. Außerdem lag ihm natürlich die Betreuung der recht flottgehenden Gastwirtschaft ob, der er um 1888 nach damaliger Gepflogenheit den Hotelnamen „Stadt Hamburg“ gegeben hat. Nach seinem Tode (1906) verkaufte die Witwe den Acker ihrer Bauernstelle am 20. 9. 1908 an den Baumann Wilhelm Maack auf Stelle VI. Ich komme bei meinen Burmeistergeschichten in der Schönberger Zeitung noch auf ihn zurück, weil er als Schwiegersohn von Peter Burmeister in die ehemals Freitagische Stelle hineingeheiratet hat. — Frau Holldorff behielt ihr Hausgrundstück Nr. 217 (Wohnhaus, Viehhaus, Stall und Garten) zunächst in Rücksicht auf ihren Sohn Hans noch zurück. Aber da dieser die Schlosserei erlernte, darauf in die Marine eintrat, an mehreren Ueberseeereisen teilnahm und schließlich in Lübeck sich selbständig machte (Autowerkstatt), verkaufte sie ihr Gewese „Stadt Hamburg“ am 8. 2. 1910 an den Privatier Robert Paetau in Lübeck für 30 520 Mark.

Robert Paetau, geb. 22. 6. 1873, stammt aus Schulendorf b. Gleschendorf im ehemaligen Fürstentum Lübeck, dem alten Bistum Oldenburg. Seine Frau Frieda Wehde ist 18. 8. 1872 in Luschendorf b. Bausdorf geboren. Die beiden Kinder dieser Ehe sind Friedrich Paetau (geb. 26. 9. 1900, noch in Schulendorf) und Grete Paetau (geb. 11. 8. 1902, ebenda). Durch Kaufvertrag vom 19. 6. 1914 trat Robert Paetau die Gastwirtschaft „Stadt Hamburg“ an seinen Schwager Wilhelm Heinrich Hehl (die Frauen waren Schwestern) ab. Wilhelm Hehl war Hofner (Hofbesitzer) in Luschendorf und dort 5. 9. 1857 geboren, seine Frau Minna Wehde ebenda 1. 6. 1867. Die sechs Kinder dieser Ehe (sämtlich in Luschendorf geboren) sind Karl (\* 9. 9. 1888, Bauer in Hanshagen b. Grevesmühlen), Luise (\* 28. 12. 1889, jetzt Besitzerin von „Stadt Hamburg“), Friedrich (\* 6. 11. 1891, war Postinspektor, ist gestorben), Emmi (\* 5. 4. 1894, ∞ mit Richard Schluß, Bauer in Lockwitz auf VI), Willi (\* 16. 12. 1897, Lehrer in Menzendorf) und Bertha (\* 3. 11. 1903, ∞ mit dem Zimmermeister Friedrich Martin aus Berlin).

Wilhelm Hehl, der Vater, war Gastwirt von „Stadt Hamburg“ bis 18. 4. 1927, wo er an seinen Schwiegersohn Karl Paetau (\* 27. 6. 1884 in Schulendorf) verkaufte. Er starb 13. 4. 1932 in Schönberg, Frau Hehl geb. Wehde ebenda am 11. 11. 1935. Die Robert Paetauschen Eheleute, also Schwager und Schwester, leben noch. Sie wohnen mit ihrer Tochter Grete zusammen in Grevesmühlen, die dort in dem bekannten großen Geschäft der Firma Christian Callies bereits 17 Jahre beschäftigt ist und zwar schon eine Reihe von Jahren als erste Buchhalterin. Ihr Bruder Friedrich hat Landwirt gelernt und ist zur Zeit als Inspektor auf einem Gut bei Stargard i. Meckl. tätig. Verheiratet ist er noch nicht.

Karl Paetau, seit 1927 Besitzer von „Stadt Hamburg“, ist ein Vetter von Robert Paetau. Die Väter sind Brüder gewesen und beide auf der Schulendorfer Mühle geboren. Diese ist ursprünglich eine Papiermühle gewesen, wurde dann Mahlmühle und schließlich, als auch dieser Betrieb einging, eine Bauernstelle, da ausreichender Landbesitz damit verbunden ist. Zur Zeit wird sie von Paul Paetau, einem Bruder von unserem Karl, bewirtschaftet. Im Klubzimmer von „Stadt Hamburg“ hängt ein sehr schönes Deckbild, das die alte Schulendorfer Mühle darstellt und 1926 von dem Kunstmalers Friedrich Vogetley aus Kiel angefertigt ist. Wir bringen es, weil die Familie Paetau sozusagen ihre „Stammburg“ darin sieht.



Schulendorfer Mühle bei Gleichenhof

Karl Baetau war in London, Paris usw. in großen internationalen Hotels beschäftigt und zuletzt 15 Jahre Oberkellner in Kiel (Zentralhotel), worauf er sich 12. 3. 1920 mit Luise Hehl verheiratete. Er ist 2. 8. 1943 gestorben. Seine fünf Brüder sind Willi (Lehrer und Organist in Jaren bei Ahrensböf), Paul (bereits genannt als Mühlenbesitzer und Hofner auf der Schulendorfer Mühle), Andreas (Lehrer und Organist in Kirchmüchel b. Malente), Richard (Lehrer und Organist in Krummesse b. Lübeck) und Ernst (Baumeister in Alt-Rahlstedt b. Hamburg).

Frau Luise Baetau geb. Hehl leitet, nachdem sie den Mann verloren hat, umsichtig und tapfer den Betrieb ihrer Gastwirtschaft allein, was in jetziger Zeit gewiß nicht leicht ist. Ihr Sohn Karl Friedrich Baetau, geb. 5. 4. 1927, war bereits in der Kellnerlehre (in Schwerin bei Dabelstein), wurde aber zum Arbeitsdienst eingezogen und wird demnächst in den Heeresdienst eintreten müssen. Möge es ihm vergönnt sein, nach siegreichem Frieden sein Erbe, dessen Geschichte eine Reihe von Jahrhunderten überspannt, einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen.

# Ein Schmuckstück aus der ältesten Bronzezeit

Von Dr. Bruno Hollmann, Schwerin

Das Schönberger Museum birgt in seiner vorgeschichtlichen Abteilung allerhand schöne Stücke aus der Vorzeit seines Arbeitsgebietes. Und doch war das wertvollste und schönste Stück aus der vorgeschichtlichen Zeit des Fürstentums Rakeburg nicht bei den Geräten der Stein- oder Bronzezeit aufgestellt, sondern untergebracht bei der bürgerlichen Kultur zwischen den — Tabakspfeifen! Vor einer Reihe von Jahren nämlich hat der frühere Oberförster in Schönberg, Adolf von Linstow, das hier abgebildete ausgezeichnet erhaltene Stück aus Bronze dem Museum übergeben, nachdem er selbst (oder einer seiner Forstarbeiter) es lange Zeit zum Reinigen seiner Pfeife verwendet hatte.\*)

Wenn es nun aber kein Pfeifenreiniger oder Pipenpurrer ist oder mehr ist, welchen Zwecken dient es dann und welchen Namen führt es? Es ist eine Nadel aus der Bronzezeit von einer Form, die in Fachkreisen als „Zyprische Schleifennadel“ bekannt ist. Wie schon die Benennung besagt, ist diese Nadelart im östlichen Mittelmeer, im besondern auf Zypern, zu Hause. Wir kennen ferner je ein Stück aus Aegypten (Nagada) und aus Troja. In Europa liegt das Hauptverbreitungsgebiet, abgesehen von Ungarn, in Böhmen und Mähren, von wo aus einige Stücke nach den umliegenden Gebieten der Oberpfalz, Niederdonau und der Provinz Sachsen gekommen sind.

Während bei den Nadeln in diesen Gebieten der Nadelkopf nur aus einer einzigen Schleife besteht, zeigen drei weitere norddeutsche Nadeln, aus Bergedorf (Mus. Bergedorf, abg. Praeh. Zeitschr. IX, 110), aus Wustrow auf dem Fischland (Mus. Rostock, abg. ebenda VII, 207) und unser hier abgebildetes Exemplar als Kopfbildung eine dreifache Schleife. Bei den Nadeln aus Böhmen und Mähren führte man den Bronzedraht einmal schleifenförmig zurück und wickelte das freie Ende dann um den Hals. Unsere Nadel zeigt, ebenso wie die Bergedorfer, eine große mittlere Kopfschleife und zwei kleinere Seitenschleifen. Ferner ist das freie Ende, das sonst nur um den oberen Teil des Halses geschlungen wurde, hier spiralförmig um den ganzen Nadelchaft herumgeführt worden und bewirkt so das forkenzieherartige Aussehen dieses Teiles. Die große Schleife, spizobal geformt, ist noch besonders mit einem dünnen Draht unwickelt, der sich dann um den Hals schlingt. Bei der Wustrower Nadel, die drei gleich große runde Schleifen besitzt, findet sich nur eine 3. I. doppelte Unwickelung des Halses. Bei der Bergedorfer und Wustrower Nadel ist der Schaft ganz glatt. Der Zweck der Kopferzierung ist klar: man verhinderte auf diese Weise ein zu tiefes Eindringen oder Durchrutschen durch den Stoff und hatte außerdem die Möglichkeit, einen Faden durch die Dese ziehen und diesen um den Schaft oder die Spitze wickeln zu können, um so ein Herausgleiten oder Verlieren

\*) Mein Vorgänger Schmidt hat, als die Nadel 1901 eingeliefert wurde, nur dabei geschrieben: „Pfeifenreiniger, gefunden beim Grabenaufmachen. Geschenk des Oberförsters v. Linstow.“ Auch das von Schmidt am 1. 5. 1903 herausgegebene gedruckte Verzeichnis unserer damaligen Sammlungen brachte sie unter der Rubrik „Bauernstube“ als Nr. 80 mit demselben Zusatz, so daß ich kein Bedenken trug, das Gerät, als wir uns 1930 in unserem jetzigen Heim einrichteten, unter den Raucherutensilien zu belassen. Dann allerdings haben Vorgeschichtler vom Fach mich auf den Wert des Gegenstandes aufmerksam gemacht und zwar als erster, wenn ich mich recht erinnere, Dr. Becker aus Rostock. Ihm verdanken wir es auch, daß ich eine Abbildung der Wustrower Nadel heute der unserigen beigebe kann.

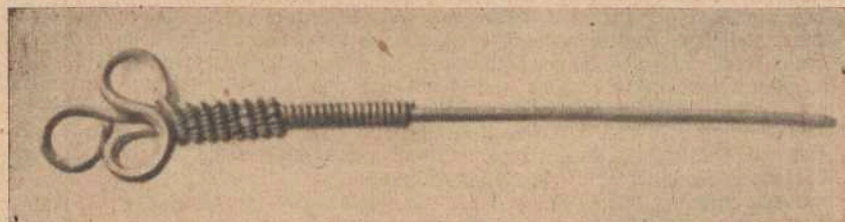
zu verhindern. Als Nebenerscheinung ergab sich, daß man die Nadel besser anfassen konnte. Zugleich wurde aus dem zunächst lediglich zweckbestimmten Gebrauchsgegenstand ein kleines, formenschönes Schmuckstück.

Wie es nun kommt, daß die dreifach verzierten Schleifennadeln gerade im Norden, also vom Ausgangsgebiet Böhmen-Mähren weit entfernt, sich gefunden haben, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen. Daß sie hier im Lande selbst entstanden sind, ist unwahrscheinlich. Sie werden als Handelsgut hierhergekommen sein, ihr Ausgangsland mag Böhmen oder Mähren sein. Weiter helfen könnte vielleicht eine chemische Analyse der Bronze, die aber noch nicht erfolgt ist.

Die zeitliche Bestimmung der Nadel ist eindeutig: sie gehört in die früheste Bronzezeit (Aunjetitz-Stufe) und mag gegen 1800 v. d. Ztr. entstanden sein.



Die Carlower Schleifennadel. Natürl. Größe  
(Heimatmuseum in Schönberg)



Die Wustrower Schleifennadel. Natürl. Größe  
(Vorgeschichtl. Museum in Rostock)

Das ist im Lande Mecklenburg der Beginn jener Perioden der Bronzezeit, in denen die Bestattung in mehr oder weniger großen Erdhügelgräbern erfolgt. Aus einem solchen Grabe könnte auch unsere Schönberger Nadel stammen. Dafür würde auch sprechen, daß diese Gräber sich meistens in Wäldern erhalten haben und der Einkäuferer staatlicher Forstbeamter war, dem die Nadel vielleicht von einem seiner Waldarbeiter übergeben worden ist. Wo der eigentliche Fundort gewesen ist, wird wohl immer unklar bleiben. Anzunehmen ist natürlich das Fürstentum Rügenburg. — Wer weiter raten will, mag sich dabei an das Verzeichnis der Hugelgräber halten, das Hr. Budin im Jahrgang II, S. 5 ff. dieser Zeitschrift gegeben hat.\*)

\*) Die Gelegenheit ist günstig. Dort der Holunderstrauch verbirgt mich . . . wenn ich mich abermals abseits von der Wissenschaft aufstelle. Ob es wohl möglich ist, für die Forstede meines Museums, wo sonst alle

Von der Schmiednadel ältester Bronzezeit zum Reinigungswerkzeug für Pfeifen! Welch ein Wandel in der Zweckbestimmung! Es gibt aber noch eine Nadelart der Vorzeit, die schon ein gleiches Schicksal gelegentlich geteilt hat: die sogenannte „Solsteinische Nadel“, ein Schmuckstück der Eisenzeit. Vorläufig hat Freund Buddin noch keine; wenn er aber eine bekommt, will er sie gleich der vorgezeichneten Abteilung seines Museums einverleiben, damit ich nicht noch einen Aufsatz über vorgezeichnete Ripenpurrer zu schreiben brauche.

## Der Bänderton

Von E. Kummerow in Rüdersdorf b. Berlin

In einem Aufsatz über „Bernstein als Geschiebe“ im vorigen Heft dieser Zeitschrift habe ich die abweichende Art der Entstehung des Bändertones in Skandinavien (= Dänemark und Schonen) nur ganz kurz gestreift. Da nun für den Bänderton der Lübecker Gegend und ganz Norddeutschland vielleicht ein ähnliches Verhalten zutrifft, so soll hier auf Wunsch des Herausgebers etwas näher auf die Bildung des dänischen Bändertones eingegangen werden.

Wir verdanken dem dänischen Geologen Sigurd Hansen eine neuartige Erklärung der Entstehung des Bändertones in Dänemark und Schonen (Südende Schwedens). Hansen wendet sich gegen den schwedischen Geologen de Geer, der in Schweden jede Warve (= Schicht) des Bändertones als den Absatz eines Jahres ansieht und das gleiche auch für Dänemark annimmt. Die Warvenzählungen de Geers beruhen nach Hansen auf einem Irrtum, ebenso daher auch die daraus gezogenen Schlüsse in bezug auf die Dauer des Eisrückzuges. Was de Geer für Ablagerungen eines Jahres ansah, sind Niederschläge viel kürzerer Perioden, zum Teil eines Tages, so daß die Zahl der für ihre Entstehung nötigen Jahre sehr stark, in Dänemark vielleicht bis auf wenige Jahrzehnte, zu vermindern ist. Die wirklichen Jahreswarven sind hier in Dänemark durchschnittlich bedeutend dicker als in Fennoskandien (Schweden und Finnland) und zeigen meist eine Unterteilung in zahlreiche dünnblättrige Schichten (Lamination). Jahresrichten von 1 Dezimeter und darüber sind in nördlichen Gebieten selten, dagegen sind solche von 2—4 Dezimeter in Skandinavien fast die Regel. Die dünnblättrigen Teile einer Jahreswarve können innerhalb eines kurzen Zeitraumes entweder durch sonnige Tage mit starkem Eisschmelzen, durch heftige Regengüsse, durch Stürme beim Durchzug eines barometrischen Minimums oder endlich auch durch abwechselndes Frost- und Tauwetter im Frühling und Herbst hervorgebracht sein.

Eine Jahreswarve kann aus 50—100 Schichten bestehen, so daß man mit einem gewissen Recht von „Tageswarven“ sprechen kann. Es wäre dann

bei uns tätig gewesenen Oberförster und Forstmeister beisammen sind, eine Photographie des Herrn von Vinstow aufzutreiben? Meiner Erinnerung nach muß er Johannis 1888 als Förster nach Carlów gekommen sein und zwar als Nachfolger des Jagdhunters von Wenkster, der dort 1886—1888 als Förster wirkte und den Forstpraktikanten Karl Köppel (1882—1885) zum Vorgänger hatte. Über noch frühere Carlower Förster berichtet Otto Stein im Jahrgang 1937 Heft 4 dieser Mitteilungen. — Nach Schönberg kam Adolf von Vinstow (\* 24. 4. 1856 in Jagte b. Friedland) am 1. Juli 1899 als Oberförster, ab 11. 10. 1904 mit dem Titel Forstmeister. Am 1. Oktober 1921 trat er in den Ruhestand, übersiedelte nach Schwerin und ist dort 7. 9. 1931 gestorben. Im Mitgliederverzeichnis des Altertumsvereins hat er die Nummer 10, gehört also zu dessen Bd.

also der feintonige und meist dunklere Teil einer solchen Unterabteilung in der Nacht, der gröbere, z. T. feinsandige und meist heller gefärbte am Tage abgesetzt worden. Um diese ungewöhnlich schnelle Ausflockung des Tonen aus dem Schmelzwasser der Inlandeisgletscher zu erklären, sind weitere Untersuchungen im Laboratorium erforderlich.

Der in Skandinavien auftretende Bänderton unterscheidet sich von demjenigen nördlicherer Gegenden anscheinend auch dadurch, daß die Einteilung in Jahreswarven zum Teil weniger deutlich ist oder ganz fehlt. Dasselbe ist auch in Norddeutschland zu beobachten. Es scheint, daß der Absatz einer solchen weniger gegliederten Ablagerung sich unter sehr ruhigen Verhältnissen, vielleicht in einem stehenden Gewässer bei gleichmäßigem Abschmelzen des Eises vollzogen hat.

Im Vergleich zu Fennostandien sind Bändertone in Dänemark und Norddeutschland weniger häufig. Auch sind die einzelnen Vorkommen mehr isoliert, die Warven, wie schon bemerkt, oft sehr dick und in wenigen Jahren abgesetzt. Es ist daher in diesen mehr randlichen Teilen des ehemaligen Vereisungsgebietes bisher nicht möglich gewesen, die Bändertone wie in Fennostandien über lange Strecken hin miteinander zu verknüpfen und so die Zeit sicher zu berechnen, die der Rückzug des Eises über Norddeutschland und Dänemark in Anspruch nahm. Die Stauseen in Norddeutschland haben vielleicht meist nicht länger als 20—30 Jahre bestanden. Der deutsche Geologe Beschoren erhielt nur eine Warvenreihe (Serie) für 150 Jahre, wogegen in Schweden solche von nahezu 1000 Jahreswarven gemessen wurden.

Man hat nun auf Grund der in Schweden ausgeführten Warvenzählungen die Zeit des Eisrückzuges von Schonen bis Norrland, d. h. bis zum Schluß der Eiszeit, auf 7800 Jahre berechnet. Von den schwedischen Geologen sind zuverlässige Beweise für die Ansicht erbracht worden, daß der Schluß der Eiszeit um das Jahr 6800 vor Christus anzusetzen ist. Da die Bändertone in Dänemark und Norddeutschland im Gegensatz zu denen Schwedens kein sicheres Mittel darstellen, solche Berechnungen in diesen Ländern fortzusetzen und wir hier, im Randgebiet der Vereisung, mit Unterbrechungen des Eisrückzuges rechnen müssen, so kann die Zeit, die für den Rückgang des Eises von den Pommerisch-Baltischen Endmoränen über die Ostsee nach Schonen erforderlich war, nur ganz roh geschätzt werden. Antevs, einer der besten Diluvialgeologen, glaubt, daß dieser Rückzug 10—15 000 Jahre gedauert habe. Dagegen meint Hansen auf Grund seiner Erfahrungen an den Bändertonen des von ihm erforschten Gebietes, daß das Inlandeis im Höchsthalle nur 2—3000 Jahre gebraucht habe, um von den Jütischen Endmoränen bis Schonen zurückzugehen.

Da nun die Endmoränen in Schleswig-Holstein, Mecklenburg und weiter im Osten die Fortsetzung der Jütischen bilden, so darf man wohl für den Rückzug des Eises über die südwestliche Ostsee dieselbe Zeitdauer annehmen wie für den Rückzug über die dänischen Inseln nach Schonen. Rechnen wir zu den hierfür angelegten 2—3000 Jahren die oben angeführten 7800 Jahre der späten Eiszeit und 8800 Jahre für die Nacheiszeit hinzu, so kommen wir auf 18 600—19 600 Jahre für die seit dem Schwinden des Eises aus der Gegend des Fürstentums Rügen verstrichene Zeit. Auch Range (Jahrg. 22, 1940, S. 10 dieser Mitteilungen) nimmt hierfür etwa 18 000 Jahre an.

Bei der Untersuchung ostpommerischer Bändertone hat man gefunden, daß sich sogar die einzelnen warmen Sommertage bemerkbar gemacht haben, und daß man in der Mehrzahl der Fälle ungefähr 70 auszählen kann. Der Geologe K. Richter meint daher, es seien die Tage nicht mehr fern, wo man auf Grund der eiszeitlichen Dokumente sagen könnte, wie das Wetter in Norddeutschland etwa am 29. Juni vor 16 185 Jahren war!

# Die Schönberger Töpfer- und Zieglerzunft

(Eine Anregung vom Herausgeber dieses Heftes)

Ja — über dieses Thema ließe sich ein dickes Buch schreiben, zum mindesten ein langer Aufsatz. Aber ich muß bitten, mit einem Blick auf die hier stehenden Abbildungen fürlieb zu nehmen. Möglich, daß jemand von unseren Heimatfreunden sich eingehender mit der Sache beschäftigen möchte. Es lohnt sich.

Schönberg liegt über einem schüsselförmigen Becken aus Ton (s. die Arbeit von Prof. Dr. Range „Ein geologisches Profil quer durch die Schönberger Mulde“ im Jahrgang 1940 Heft 1 dieser Mitteilungen). Jede Brunnenbohrung stößt nach wenigen Metern auf Ton, woraus folgt, daß die Töpfer seit Herstellung der ersten Urnen (also vor Jahrtausenden als älteste Handwerker), die Ziegler seit allgemeiner Verwendung gebrannter Steine bei Wirtschaftsbauten (also vor Jahrzehnten als jüngste) hier bei uns auf ihrem „Element“ gejeßen haben. Die Schönberger Töpfer vereinigten sich zuerst mit den Klempnern zu einer gemeinsamen Zunft. Das war 1823. Ihren Zunftbrief erhielten sie 1853, wie auch auf ihrem zinnernen Willkomm, der über ihrer Zunftlade in unserem Museum steht, eingraviert ist. Dann traten (1858) an Stelle der Klempner die Ziegler, wovon wiederum ein Willkomm bei uns Kunde gibt. Wenn die Töpfer mit den Klempnern sich zusammentaten, dann hatte das seinen Grund darin, daß beide den Frauen das Kochgeschirr für den Küchenbedarf lieferten. Die Erfindung der Glasur, nämlich des Verfahrens, die Töpfe vor wiederholtem Brennen in eine Mischung von Glas, Sand, Ton u. a. zu tauchen, bedeutete einen gewaltigen Fortschritt, einmal weil damit die Porosität der Tongefäße behoben, zum anderen aber auch farbiger Schmuck angebracht werden konnte. Als nun die Klempner dahinter kamen, mit einem Schmelzgut (durch Metalloxyde gefärbtem Glasfluß) in ähnlicher Weise die Blechtöpfe zu behandeln, wurde damit den Töpfern das Handwerk gelegt, denn das Emailgeschirr war handlicher, haltbarer und vor allem billiger als die Tonware. Dies mag die Ursache gewesen sein, weswegen die Töpfer den Klempnern die Freundschaft kündigten und sich mit den Zieglern verbrüdereten. — Es scheint um diese Zeit hoch hergegangen zu sein bei uns in Schönberg. Zu dem an sich schon sehr schnittigen gemeinschaftlichen Willkomm von 1858, dem bereits ein wichtiger Bierhumpen, ebenfalls aus schwerem Zinn, beigegeben war, stifteten die immer lustigen Töpfer noch einen Extra-Willkomm, den wir wegen seiner Kuriosität abbilden. Es ist eine *Vexierschnapsflasche* aus Ton, fein braun glasiert und ringsum mit einem Kranz von Korken ausgestattet. Wer nun glaubt, daß alle diese Stöpsel zweckdienlich seien, der irrt sich — denn nur einer schließt die Öffnung. Hat man das Glück, ihn zu fassen, so darf man sich mit einem gewaltigen Kümml stärken. Greift man aber, was meistens der Fall sein dürfte, einen trockenen Korken, so wird man ausgelacht und hat einen Schilling in die Vergnügungskasse zu werfen. Wir setzen neben diesen Töpferulk noch einen sogenannten *Morgenstein*, der von den Zieglern stammt und beim Abbruch der alten Schönberger Mühle (vgl. Mitteilungen 1941, Novemberheft) gefunden wurde. Es ist eine Dachpfanne mit der eingekrausten Inschrift: „Wer diesen Stein gemacht hat, der ist ein Sauhaus gewäsen 1858 Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohl gehn.“ Solche Morgensteine sind in Gegenden mit mehr und größeren Ziegeleien, als wir sie haben, gar nicht so selten. Man schob sie, so wird erzählt, derart ins Dach, daß ein Strahl der auf- oder untergehenden Sonne auf den Stein fiel, womit dann wieder zusammenhängen soll, daß fast immer eine halbe Sonne (auch auf unserer Abbildung kann man sie erkennen) eingebrannt

ist. Daher der Name, der zuweilen auch *Feierabendstein* lautet. Weiteres darüber kann in diesen Mitteilungen 1922 Heft 2 und Heft 4, hauptsächlich aber 1935 Heft 4 nachgelesen werden. Hier nur noch ein Blick auf die photographierte Töpferede in unserem Heimatmuseum.

Vornehm beherrscht ein Stockelsdorfer Ofen das Bild (über die Stockelsdorfer Fayence-Manufakturen vgl. den Aufsatz von Hans Schwarz im Jahrgang 1935 Heft 4 dieser Mitteilungen) und darüber auf hohen Borden nicht minder vornehm eine Reihe schön geformter Ofenaufsätze. Ja — die Töpfer sind *Künstler*! Doch was ist da auf dem Gestell links zu sehen? Das sind *Fußwärmer*, nach Art der „Feuerkiefen von Messing“, wie



Töpferede im Schönberger Heimatmuseum

sie ehemals unsere Frauen mit in die kalte Kirche nahmen. Die Ziegler haben zeigen wollen, daß sie auch *Künstler* seien, aber das ist ihnen vorbeigelungen, denn die Leute nannten die späßigen Dinger „*Mulapen*“! Immerhin, wenn auch für den Handgebrauch viel zu schwer — mit glimmenden Torfsoden angefüllt dienten sie doch daheim am erkalteten Ofen ihrem Zweck.

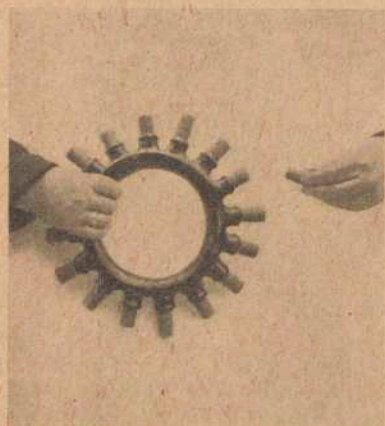
Feine Sachen haben dann nun wieder die Töpfer gemacht und zwar besonders die *Rehnaer*, die ja auf gleichem Boden sitzen wie die Schönberger. Es gab eine Zeit, wo auf den Jahrmärkten die „*Reihnischen Pötter*“ ebensowenig fehlen durften wie etwa die „*Brecker Schuster*“. Ihre glasierten Töpfe hatten sie gar hübsch bemalt und außerdem mit manchmal drollig-herben Sprüchen umrandet, was dann gelesen, bewundert oder belacht (je nachdem), vor allem aber — gekauft wurde. Wir haben (auf dem



Willkomm: Töpfer



Ziegler mit Kraus



Schnapsflasche als Willkomm



Morgenstein der Ziegler

Bilde rechts) eine gar nicht so kleine Auswahl. Natürlich mußten sich die Aufschriften reimen, und das gab dann ein Stück Jahrmarktspoesie, das mit den poetischen Darbietungen der Leierkastenmänner in Wettbewerb trat.

## Noch ein Kapitel Poesie

Von Heinrich Alexander Stoll

Ja, da ist in der vorigen Nummer der Mitteilungen ein schweres Gewitter aufgezogen und hat mit dem Donner und Blitz ernster (und sachlich gewiß weithin berechtigter) Kritik die Moritat der Jahrmärkte und den rührenden Gesang des Drehorgelmannes zerschmettert. Zum Glück ließ unser lieber Buddin in seinem Nachwort doch noch einen verführenden Regenbogen über dieser Seite der Volksdichtung — die oft weder Volks- noch Dichtung ist — aufgehen, und darum wagt sich noch ein anderes recht problematisches Kapitel Poesie ans Licht der Öffentlichkeit, das wie der Buchweizen der Parabel ist, der sich vor dem Unwetter wohl tief in die Furchen des Acker s duckt, aber sich, hat es sich verzogen, schnell wieder aufrichtet.

Auch hier soll nicht von der Poesie im alltäglichen Leben die Rede sein, sondern mehr von der Poesie der Sonn- und Festtage. Natürlich darf man nicht annehmen, daß sie sich etwa so äußerte, daß das Mädchen beim Abwaschen Goethesche Lyrik trällert oder der Hüttejunge verionnen Zeilen von Stefan George murmelt. O nein. Die Poesie äußert sich — im Poesie-Album!

Wer kennt es nicht und wer hat nicht wenigstens eins in den Händen gehabt? Wenn die Kinder vierzehn Jahre alt geworden sind und konfirmiert werden sollen, bekommen sie fast alle — wenigstens auf dem Lande und in den kleinen Städten, solch ein Buch zu Weihnachten, damit die Welt sich für die Nachwelt darin mehr oder minder weise verewige; und mir sind Großmütter bekannt geworden, die in ihrem ganzen Leben beim Stricken noch nicht soviel Maschen fallen ließen als in den Wochen vor Ostern, wenn sie von den Enkelkindern hundertmal am Tag gedrängt werden, zu schreiben, und doch nicht wissen, was.

Gewiß, der glückliche Besitzer eines Poesie-Albums schreibt sorgsam mit Bleistift an den Anfang jeder Seite, wer sich dort eintragen soll: Vater, Mutter, Herr Pastor, Herr Lehrer, Tante Guste, dann die weniger prominenten Freunde und Freundinnen und Verwandten. Doch leider folgen meist nur die erstgenannten Autoritäten dem sanften Zwang der Vorschrift, indes sich die übrigen revolutionären Herzens eine beliebige Seite aussuchen. (Übrigens soll dem schätzbaren Leser nicht vorenthalten werden, daß ich selbst einige Jahre hindurch in Mecklenburg auf dem Lande wohnte und so auch in jedem Jahr eine Reihe dieser Büchlein zur freundlichen Benutzung und Erweiterung gebracht bekam — aus diesen Büchern erntete ich auch die Perlen der Poesie, die hier nun bekannt gemacht werden sollen.)

Da war zum Beispiel, um auf die Revolutionäre zurückzukommen, „dein Mitkonfirmand Hermann“, der sich die letzte Seite erkor und mit seiner Streichhölzchenschrift draufmalte:

„Wer dich lieber hat als ich,  
der schreib sich hinter mich.“

Unüberbietbar, nicht wahr? Hermann hatte aber nicht mit der Findigkeit von Annaliese gerechnet, die ein halbes Blatt ihres Schreibheftes nahm, es mit einer Stecknadel hinter dem letzten Blatt verankerte und draufschrieb: „Ich. Zur freundlichen Erinnerung ...“ — und sogar noch ein buntes Blumenstillleben dazuflebte.

Überhaupt haben es die zarten Seelen mit den Blumen:

„Ein Sträußlein wollt ich binden,  
da ward es finstre Nacht.“

Kein Blümchen konnt ich finden,  
sonst hätt ich's dir gebracht"

schreibt da beispielsweise Irma. Wie tragisch — und wie logisch zugleich! Andere aber hatten mehr Glück beim Suchen und gingen vor allen Dingen rechtzeitig von Hause fort, wobei sie soviel Grüntrams fanden, daß sie ganze Seiten mit „Rosen, Tulpen, Nelken“ und verwandten Pflanzen anfüllen konnten.

Auch das Tierleben findet sinnige Betrachter. Gewiß denkt „dein Freund August“ an ferne, nebelhafte Zeiten, wenn er Frix zuruft:

„Wenn du hörst die Vöglein singen,  
so gedenk in deinem Sinn,  
daß sie dir die Botschaft bringen,  
daß ich noch am Leben bin.“

Walteten hier nur das Barte und der reine Idealismus, so ist Onkel Paul um so praktischer:

„Ein Schwein, das saß am Bachesrand  
und wusch sich seine Füß' mit Sand:  
o möchte stets dein Herz so rein  
wie dieses Schweines Füße sein.“

Auch manche andere hochmoralische Wünsche finden sich, so, wenn „deine Schwester Anita“ mit weisem Finger ermahnt:

„Sei deiner Eltern Freude  
bis an ihr kühles Grab,  
bereit sie keinen Kummer,  
solang du sie noch hast“

oder Freund Richard, der voll Weisheit und Erfahrung kurz und bündig singt:

„Zwei Lebenskronen brechen nie,  
Gebet und Arbeit heißen sie.“

Oder auch „deine Mitschülerin Lotte“:

„D möge deinen Jugendtraum  
niemals das Schicksal stören  
und Gott im weiten Erdenraum  
dir keinen Wunsch verwehren.“

Aber lenken wir von der ausschweifenden Phantasie des letzten Verses in die Realität des Schul-Erlebnisses, von dem Hans gegen Weihnacht, von vorahnender Wehmut erfüllt, singt:

„Komm, lieber Freund  
und reich mir deine Hand,  
wir wollen Abschied nehmen.  
Dies ist der letzte Schulegang,  
den wir zusammengehen.“

Diesem Hans dürfte eine gute Zukunft sicher sein, wenn er es schon wie manche moderne Poeten weiß, daß es bei der Poesie darauf ankommt, verschieden lange Beilen zu schreiben. Doch noch etwas anderes aus diesem Zusammenhang: welchen Lehrers Herz wird nicht höher schlagen, wenn er erkennt, daß Gertrud seine pädagogischen Feinheiten wohl zu würdigen weiß — selbst dann noch, wenn sie achtzig Jahre alt werden sollte:

„Die Schulzeit ist die schönste Zeit,  
wir sehens nur nicht ein,  
erst wenn wir aus der Schule sind,  
dann werden wirs bereun.“

Das Letzte grenzt schon an Tiefstimm, finde ich. Voll von übernatürlichen Erfahrungen muß aber Elisabeth sein, die ihrem Mitschüler Paul folgenden schönen Bierzeiler dichtete. Vielleicht kann ein Mathematiker, der mit un-

bekannten Größen zu rechnen gewöhnt ist, die Rätsel lösen: 1. Wer ist Alfred? 2. Zu wem soll er gehen?)

„Ich lag im Garten und schlief,  
da kam ein Engel und rief:  
Alfred, du sollst auferstehn  
und zu deinem Freunde gehn!“

Andere, und mehr an der Zahl, denken in weiser Voraussicht an die vielfachen Möglichkeiten, die die Liebe — ein unererschöpfliches Thema für alle Poeten — zu geben vermag. Wie inhaltsreich ist beispielsweise Richards Wunsch an Lotte:

„O lebe stets in Glück,  
mit Liebe und mit Jugend,  
denk oft an mich zurück  
und an unsre frohe Jugend.“

Auch Gerhard bestätigt ihr schriftlich die Wichtigkeit der Tugend, so daß wir schleunigst alle bösen Gedanken fahren lassen müssen:

„Die Liebe gibt Freude,  
die Tugend gibt Ruh,  
drum wähle sie beide  
und glücklich bist du.“

Vielleicht machte aber Hella schon die Erfahrung, wie leicht man an einer von beiden aneckt, wenn man sie lieblich vereinigen will. Sie läßt darum die Tugend ausfallen, wenn sie für Erich schreibt:

„Alles liebet, was da lebt,  
lieb auch du, beglückt zu werden,  
denn ein Herz, das liebend strebt,  
hat den Himmel schon auf Erden.“

Über solche mehr oder minder allgemeinen Feststellungen hinaus wird Erichs Vetter Gustav ganz persönlich:

„Gedenke nah, gedenke fern,  
gedenke meiner oft und gern,  
gedenke meiner bis zum Grabe,  
wie sehr ich dich geliebet habe.“

Wer weiß, wie diese Liebe endete? Vielleicht in einer solennen Balgerei? Aber der Gedanke ist schrecklich unpoetisch!

Manche Schreiber wissen oder ahnen von trüben Stunden. Bisweilen sind sie leicht zu vertreiben:

„Wenn du einst in trüben Stunden  
einsam bei dem Album sitzt  
und du hast dies Blatt gefunden,  
o dann denk an mich zurück.“

Doch manchmal braucht's stärkeren Trost: Tante Albertine fand und spendete ihn mit einem beigelebten Vergißmeinnicht, indem sie den leicht angemoderten Vater aus dem „Erfkönig“ ausborgte:

„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,  
durch den Blättern faust der Wind  
Von deiner Tante Lina.“

Und endlich der letzte Eintrag, mit dem unser Kapitel Poesie seinen Abschluß finden mag. Er ist unwiderstehlich und wird hoffentlich nicht nur auf Emil gebührend wirken:

„Wenn einst in fernen Zeiten  
mein Name wird genannt,  
dann sage zu den Leuten:  
den hab ich auch gekannt.“

Dies wünscht dir dein dich liebender Vater.“

★ **Kleine Mitteilungen,** ★  
zugleich Frage- und Antwortkasten.

I. Zur Geschichte der Schönberger Burmeisterfamilien (s. voriges Heft S. 50) führen wir noch einmal die Beilagen der Zeitung auf: Jahrgang 1943: Nr. 36, 53, 125, 149, 207 und Jahrgang 1944 Nr. 24. Bestellungen sind z. Bt. zwecklos, da alle Blätter vergriffen. Die noch folgende Schlußnummer ist in Vorbereitung und kommt so bald als möglich heraus.

II. Erzeugnisse Schönberger Tischler werden in Lübeck beschlagnahmt. — Schon im Jahrg. V (1923) dieser Zeitschrift, S. 15, berichtete ich von einem Fall, wo die Schönberger Tischler dem Lübecker Schnitteler- oder Tischleramt Ungelegenheiten bereiteten. Es handelte sich damals 1621 um in Schönberg gefertigte Laden, die eingeführt waren. Die Lübecker Handwerker wachten scharf auf die Beachtung der Bannmeile, d. h. daß alles, was in einem bestimmten Umkreise<sup>1)</sup> gefertigt war, nicht nach Lübeck eingeführt wurde. In dem vorliegenden Fall handelte es sich um einen Kuschbaum-Kleiderschrank, den der Schönberger Tischler Bagel gearbeitet hatte. Am 31. Oktober 1732 hatte die Tochter des Fleischhauers Jakob Hinr. Seeler zu Rehna den Lübecker Harm Thöl geheiratet. Der Schrank gehörte zur Aussteuer der Tochter, war aber nachgeliefert worden. Die zur Aussteuer gehörigen Stücke durften passieren. Wegen des Schrankes aber, der später allein kam, beschwerten sich die Lübecker Tischler bei der Wette, der Gewerbepolizei, daß er nicht von ihnen gemacht sei, also „confisziert“ werden müsse oder wenigstens der Thöl als Empfänger in Strafe genommen werden sollte. Demzufolge mußte Thöl auch 10 Reichstaler, damals eine verhältnismäßig hohe Summe, an der Wette deponieren. Nun aber schaltete sich der Schwiegervater mit einer Klage ein. Er habe seiner Tochter „unter andern Eingedöhmdd ein Kuschbaum-Kleider-Schappf“ mitgegeben, „welches ich in Schönberg machen lassen“. Da aber der Meister den Arm gebrochen, habe er den Schrank vor der Hochzeit nicht fertig bekommen; er sei daher erst 14 Tage später abgeschickt worden. Uebrigens habe sein Schwiegerjohn ja auch nichts damit zu tun, sondern es ginge ihn selbst nur an. Er unterstände aber nicht dem Lübecker Amt. „So gut wie der Schrank angefochten sei, wäre es folgerichtig, daß das Schneider-, Schuster- und Leinwandweberamt an meinen Schwiegerjohn wegen der Kleider, Leinen und Betten, die ich meiner Tochter zu Eingedöhmdd mitgegeben, ein gleiches Recht zu contradiciren haben müssen.“ Er weist darauf hin, daß er den Schrank gleich nach der Verlobung seiner Tochter „bei dem Tischler in Schönberg, namens N. Bagel bestellt und par avance an denselben 55 Ml. bezahlt habe“. Im übrigen schließt er mit den Worten: „Einem ehrlichen Mann, der außerhalb Lübeds wohnt, sollte ein Grauen antommen, seine Tochter dahin zu verheiraten, wenn die Aemterältesten die Macht haben sollten, das Eingedöhmdd solchergestalt zu disputieren.“ Die Tischler dagegen beriefen sich auf ein Ratsmandat, daß niemand dieser Stadt Einwohner sich unterstehen solle, heimliche Arbeit von einigen Handwerkern, so zu dieser Stadt Aemter Nachteil und Schaden gereicht, inner- und außerhalb der Stadt zu gebrauchen. Sie gestehen zu, wenn „alles tempore nuptiarum zur Zeit der univrsellen Lieferung des Brautzeuges passiere, mit nichten aber nach und nach dasjenige, was der Schwiegerjohn etwa in seiner Haus-

<sup>1)</sup> Die Begrenzung der Bannmeile schwankt zwischen einer und acht Meilen, je nach der Zeit und dem Beruf.

haftung brauchen will, also sub praefextu des noch rückständigen Eingedömpfts hereingeschleppt werden müsse". Auch wenn die Klage des Seeler abgeschlagen werde, schließen sie, „man dennoch aus Mecklenburg, ja selbst aus Rehna noch wohl in Zukunft eine Frau, als dann, wenn hier in Lübeck Mangel daran sein würde, bekommen werde". Der Ausgang des Streites ist mir nicht bekannt geworden.

J. Warnde.

III. Ueber die Deutung von Ortsnamen. — Aug. Kasch ist durchaus im Recht, wenn er die Schwierigkeiten der Deutung von Ortsnamen im Heft 2/3 des Jahrg. 1943 dieser Zeitschrift betont und meint, daß diese Bemühungen oft nur zu fragwürdigen Ergebnissen führten. Voraussetzungen für einen Erfolg sind nicht nur eine gründliche sprachliche Bildung, sondern auch ein solches Maß geographischer, geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Kenntnisse, wie es sich nicht bei allen findet, die sich mit dieser Aufgabe befassen. So kommt es denn zu Fehldeutungen schon bei Ortsnamen, die nur eine Vertrautheit mit dem Niederdeutschen voraussetzen. Hiervon drei Beispiele:

Auf mecklenburgischen und märkischen Karten größeren Maßstabs findet sich mehrfach für einen Teich die Bezeichnung „Zgelpfuhl“. Gemeint ist „Egelpfuhl“, und gesprochen wurde „Zlenpool“. Da aber jene kleinen unsympathischen Tiere, die den Namen lieferten, wohl den in Teichen herumwandelnden Dorffungen, aber nicht den naturfremden Kartographen bekannt waren, so übersehten sie „Zgelpfuhl“, trotz der bekannten Wasserfchen dieses Stacheltieres.

Der Name der Stadt Treuenbrieken findet eine rührselige Erklärung in der angeblichen Treue der Bewohner zu ihrem Herrscherhause in der Zeit des Falschen Waldemar. Die richtige Deutung ist wesentlich trockener, denn Treuenbrieken nannte man in der Zeit, als auf dem Fläming noch niederdeutsch gesprochen wurde, Drögenbrieken im Gegensatz zu dem nahegelegenen, von blauen (witten) Wasserflächen umgebenen Dorfe Wittbrieken.

Ueber eine schmale Stelle des Berezsees bei Brandenburg a. S. führt die Pählbrücke. Jeder Dorffunge könnte, meint man, den Namen als den einer auf Pfählen ruhenden Brücke erklären. Aber nein! Der hochdeutsche Heimatsforscher wittert hier Latein und leitet den Namen von palus (Sumpf) her.

Schlimmer noch ist es mit der Erklärung slavischer Ortsnamen. Hier muß auf alle slavischen Sprachen, auch auf das Urslavische und aus einfachen geographischen Gründen nicht zum wenigstens auf das dem Sorbisch-Wendischen nahe verwandte Tschechische zurückgegriffen werden.

Die Ableitung des Namens Meddewade aus dem Deutschen dürfte wohl richtig sein, aber sehr ähnlich klingt doch das tschechische und russische medved (Bär), das wir in dem Namen der Dörfer Gr. und Al. Medewege bei Schwerin wiederfinden. Nicht das polnische niedzwiedz, sondern medved bedeutet „Honigfresser“, denn med heißt Honig. Uebrigens bezeichnet das Wort wad (Wade) in der Woldegter Gegend ein großes Fischez.

Daß der Name Maurine, früher Mohrin, soviel wie Moorbach bedeutet, wie D. Stein vermutet, ist recht unwahrscheinlich. Die Endung —in ist un- deutsch. Es dürfte im norddeutschen Flachlande wenig Flüsse geben, die nicht streckenweise durch Moore fließen, aber sie haben doch wohl selten ihren Namen danach. Bei Namen wie Murowana u. ä. braucht nicht oder nicht nur an einen „gemauerten“ Wohnsitz gedacht werden, sondern vielleicht an das russische murawei (Ameise). Ähnliche Ableitungen sind in slavischen Sprachen bei Orts- und Personennamen nicht ungewöhnlich. Muchow kommt von mucha (Fliege), Kummerow oder Komarow von komar (Mücke). Auch Morosowa usw. haben wohl kaum etwas mit Maurine zu tun, man möchte eher an das russische moros, polnisch mróz = Frost denken. Vielleicht gehört

auch der Name des Dorfes Moraas bei Sagenow hierher, der wohl kaum etwas mit Morast zu tun hat. Mertwaja, gesprochen etwa mjortwaja, ist die weibliche Form des russischen Adjektivs für tot und kann also nicht zur Erklärung dienen, ebensowenig der Name Maros für einen Nebenfluß der Theiß, der doch wohl magyariſch ist. E. Kummerow.

IV. Wunschzettel des Museumsverwalters. — Es gibt keinen Stand, der volksverbundener wäre, als der unserer Landärzte. Aus dieser Erkenntnis heraus hat unser Heimatmuseum schon gleich nach seiner Gründung damit begonnen, die Bildnisse der in unserem Fürstentum tätig gewesenen Herren sich zu verschaffen: ich nenne die Namen Hülsemann, Liebenow, Marung (Vater und Sohn), Girschner, neuerdings sind Schrakamp und Dethloff dazugekommen. Wie man sieht, bestehen Lücken! Wer hilft uns, sie auszufüllen? Am geeignetsten für die aufzustellende Gruppe sind Bilder im sog. Visitformat (6 : 9). Wir lassen gerne auf unsere Kosten Reproduktionen anfertigen und geben, wenn es gewünscht wird, die Originale unbeschädigt zurück. Noch sei bemerkt, daß wir die von Raseburg aus im Süden unseres Ländchens bekanntgewesenen Ärzte ebenfalls gerne gehabt hätten.

Gleicherweise sind auch die Tierärzte mit Haus und Hof verbunden gewesen, und da haben wir überhaupt noch keine Photo (gemeint sind natürlich nur solche von verstorbenen Herren). Wer möchte uns auch hier helfen?  
Bd.

V. J. L. in Schl. — Der Familienname Lenschow ist im Raseburgischen und vor allem auch in Schönberg selbst sehr häufig. Er gehört in die von einem Ortsnamen abgeleitete Gruppe. Außer unserem Lenschow bei Lüdersdorf, ehemals Vorwerk zu Hof Wahrjow (1194 Lenz-Kowe, 1341 Lence Kow) gibt es noch den Ortsnamen Lenschow bei Goldberg im Amt Lübz.  
Bd.

VI. Als Jubiläumsgabe für das Heimatmuseum sind noch folgende Beträge eingetroffen, was wir mit herzlichem Dank bestätigen:

1943, Dez. 22.	Hans Vieh, Boizenburg	10,—	RM
1943, " 22.	Wilhelm Thies, Duisburg-Weiderich	16,30	"
1944, Febr. 12.	Frl. Dorothea Burmeister, Düsseldorf	11,80	"
1944, " 17.	Frl. Helene Burmeister, Düsseldorf	10,—	"

zusammen 48,10 RM

## An die Mitglieder

Aus unserer Märznummer ist ein M a i h e f t geworden. Aber wir sind froh, daß die kriegsbedingten Hemmungen sich haben überwinden lassen. Mancher Leser wird meinen langen Aufsatz über das Schönberger Schulzenamt für überflüssig halten oder doch für viel zu ausführlich. Dazu sei gesagt: In dem behandelten Hause wurde vor demnächst 50 Jahren (1895) der Gedanke zur Gründung eines Altertumsvereins, der sich die Einrichtung eines Heimatmuseums zur Hauptaufgabe machen sollte, geboren. Und warum? Weil von hier aus ein Lokator der Siedlungsgenossenschaft zum Seonenberge sein Schulzenamt ausübte. Das ist vor 700 Jahren gewesen, höchst wahrscheinlich aber schon ein Jahrhundert früher. Es schien uns ein gewichtiger Grund, das Studium der Geschichte unseres Ortes und unserer Rabeburgischen Heimat von hier aus anzufassen.

Überdies ist die erste Nummer dieser Mitteilungen am 1. Mai 1919 herausgekommen, also vor 25 Jahren. Der unterzeichnete Schriftführer des Heimatbundes meint, es sei passend, wenn er zu diesem Jubiläum die Stammburg seines Vereins befänge. Und der Kassenvart legt eine Zahlkarte dazu, womit er an den fälligen J a h r e s b e i t r a g erinnern will. Bd.

## Chronik des Vereins

Am 19. November (Freitag) 1943 starb in Grebbin b. Parchim unser Ehrenmitglied

### **Kirchenrat und Propst i. R. Friedrich Schmidt**

im 74. Lebensjahre. Er war Mitbegründer des Altertumsvereins und dessen erster Schriftführer. Als gleichzeitiger Verwalter unseres Heimatmuseums führte er dieses, das damals noch am kalten Damm untergebracht war, am Pfingstsonntag 1903 erstmalig zur öffentlichen Besichtigung vor.

Kirchenrat Schmidt wurde 10. 1. 1870 zu Neubrandenburg als Sohn des Oberpostsekretärs Adolf Schmidt (später wohnhaft in Neustrelitz) geboren. Seine Mutter war eine geborene Tiedemann. Er machte sein Abitur Ostern 1889 an der Ritterakademie zu Brandenburg a. d. Havel und studierte in Kofstock und in Halle a. d. Saale. Nach einer Betätigung als Hauslehrer in Freienstein b. Lödowitz (Pommern), in Bahlenhufen b. Crivitz und in Salow b. Friedland (Meckl.) kam er am 9. Aug. 1897 als Realschullehrer nach Schönberg und amtierte hier bis 1. Okt. 1904, wo er als Pastor nach Reddemin b. Neubrandenburg berufen wurde. Nach fast 15jähriger Wirksamkeit lehrte er in unser Fürstentum zurück. Am 6. Apr. 1919 erfolgte seine Einführung als Pastor in Zietzen. Die Nähe des Domarchivs hatte zur Folge, daß er seine bereits in Schönberg begonnenen Studien der Rabeburger Heimatgeschichte wieder aufnahm: es erschien „Die Domschule zu Rabeburg“ (Schönberg 1928) und „Das Kirchspiel Zietzen, 1. Heft: Hof Medow“ (Schönberg 1935); dazu schrieb er mehrfach kleine Aufsätze für die Mitteilungen unseres Heimatbundes, die immer wieder die außerordentliche Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit seiner Arbeitsweise erkennen lassen. Seine Begabung und seinen Fleiß setzte er natürlich in erster Linie auf dem Gebiete der kirchlichen Verwaltung ein, so daß seine vorgeordnete Behörde ihn bereits am 29. März 1922 zum Kirchenrat ernannte. Als solcher war er Mitglied des ordentlichen Kirchentages und Kirchenratsvorsandes vom damaligen Mecklenburg-Strelitz und blieb auch nach seiner Pensionierung, die 1. Okt. 1938 erfolgte, Hilfsarbeiter im

Oberkirchenrat zu Schwerin. Noch am 1. Apr. 1934 war er zum Dompropsten (Medl. Landesuperintendentur) ernannt worden, verlegte dann aber 1938 seinen Wohnsitz nach Schwerin, um hier seinen Ruhestand zu verleben. Damit wollte er aber keineswegs als von der Arbeitspflicht entbunden angesehen sein. Neben seiner gewiß nicht leichten Tätigkeit im Oberkirchenrat fuhr er, so lange sein Gesundheitszustand es irgendwie erlaubte, allwöchentlich nach Grebbin, um seinen zum Heeresdienst einberufenen ältesten Sohn, der dort Pastor war, pfarramtlich zu vertreten. Nun hat er dort seine Ruhestätte gefunden, an der Seite seiner aus dem alten Schönberger Schulzenhause stammenden Gattin, die ihm bereits 28. 5. 1941 im Tode vorangegangen ist.

Am 11. Dezember (Sonnabend) 1943 hat in „Spehrs Hotel“ (C. Fründt) die zweite Mitgliederversammlung stattgefunden, die wiederum von 40 Personen besucht war. Wegen Behinderung des Vorsitzenden übernahm der Schriftführer die Leitung des Abends. Fr. Wiselott Wagener von der Kreisbildstelle führte farbige Lichtbilder vor, in der Hauptsache Gemälde des seit 1. August bei uns wohnenden Tropen- und Kriegsmalers Professor Ernst Vollbehr, darunter auch von ihm gemalte Bilder von Schönberg und Umgegend. Dann lasen wir uns Kapitel 8 aus dem Buche „Bunte leuchtende Welt“ von Ernst Vollbehr.

Am 28. Januar (Freitag) 1944 starb in Kleinfeld b. Schönberg  
**der Bauer und Bürgermeister Heinrich Burmeister**

im Alter von 73 Jahren. Seine Vorfahren, aus denen sich 1648 die Sippe der Schönberger Burmeister abzweigt, reichten für unser Fürstentum sicher bis in die Kolonisation zurück. Denn schon 1514 wird ein Laurentius Burmeister erwähnt, der den Umständen nach Schulze in Kleinfeld gewesen ist. Auf eine solche Ahnenreihe kann ein Bauer stolz sein, und das war auch der Schulze Heinrich Burmeister in Kleinfeld. Es liegt auf der Hand, daß er sich dem Heimatbund in besonderer Freundschaft verbunden fühlte. Er gehörte zu den Gründern des Altertumsvereins und war Mitglied des Vorstandes vom Heimatbund seit dessen Bestehen.

## Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Sonnabend, den 8. Juli 1944, abends 8 Uhr  
in „Stadt-Hamburg“ (Frau Paetau):

### I. Mitgliederversammlung

#### Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen.
2. Kassen- und Jahresbericht von 1943.
3. Wir sehen Lichtbilder am Kodakapparat.
4. Wir hören Kap. 16 „Ut de Franzosentid von Fritz Reuter.“

# Kleine Mitteilungen, gleich Frage- und Antwortkasten.



I. ... te der Schönberger Burmeisterfamilien führen wir noch einmal die Beilagen der Zeitung auf: 36, 53, 125, 149, 207 und Jahrgang 1944 Nr. 24. Bestellungs zwecklos, da alle Blätter vergriffen. Die noch folgende Vorbereitung und kommt so bald als möglich heraus.

II. Erze ... nberger Tischler werden in Lübeck im Jahrg. V (1923) dieser Zeitschrift, Fall, wo die Schönberger Tischler dem Lübecker Schnittele ... Angelegenheiten bereitet. Es handelte sich damals 1621 ... gefertigte Laden, die eingeführt waren. Die Lübecker Hand ... auf die Beachtung der Bannmeile, d. h. daß alles, was ... (ten Umkreise) gefertigt war, nicht nach ... liegenden Fall handelte es sich um einen Nußbaum-Klein ... er Schönberger Tischler Pagel gearbeitet hatte. Am 31. ... hatte die Tochter des Fleischhauers Jakob Hinr. Seeler zu ... der Darm Thöl geheiratet. Der Schrant gehörte zur Aus ... war aber nachgeliefert worden. Die zur Aussteuer gehörige ... passieren. Wegen des Schrankes aber, der später allein tam ... die Lübecker Tischler bei der Weite, der Gewerbepolizei, d ... hnen gemacht sei, also „confisciert“ werden müsse oder w ... als Empfänger in Strafe genommen werden sollte. Dem ... auch 10 Reichstaler, damals eine verhältnismäßig hohe ... Wette deponieren. Nun aber schaltete sich der Schwieger ... lage ein. Er habe seiner Tochter „unter andern Eingedöhm ... Kleider-Schappf“ mitgegeben, „welches ich in Schönberg ... Da aber der Meister den Arm gebrochen, habe er den Sch ... zeit nicht fertig bekommen; er sei daher erst 14 Tage ... worden. Uebrigens habe sein Schwiegerohn ja auch nichts ... dern es ginge ihn selbst nur an. Er unterstände aber nicht ... mit. „So gut wie der Schrant angefochten sei, wäre es ... das Schneider-, Schuster- und Leinwandweberamt an meinen ... en der Kleider, Leinen und Betten, die ich meiner Tochter ... gegeben, ein gleiches Recht zu contradicieren haben müssen. ... hin, daß er den Schrant gleich nach der Verlobung seiner ... Tischler in ... en 55 Mt. Schönberg, namens N. Pagel bestellt und par ... ehrlichen bezahlt habe“. Im übrigen schließt er mit den ... n, seine Mann, der außerhalb Lübeds wohnt, sollte ein ... haben Tochter dahin zu verheiraten, wenn die Nemteräl ... gegen sollten, das Eingedöhmld solchergestalt zu disputieren. ... gegen beriefen sich auf ein Ratsmandat, daß niemand dieser ... sich unterstehen solle, heimliche Arbeit von einigen Handw ... fer Stadt Nemter Nachteil und Schaden gereicht, inner ... er Stadt zu gebrauchen. Sie gestehen zu, wenn „alles tempo ... Zeit der unversellen Lieferung des Brautzeuges passiere, nach und nach dasjenige, was der Schwiegerohn etwa ...

<sup>1)</sup> Die Begrenzung der Bannmeile schwankt zwischen ... Weilen, je nach der Zeit und dem Beruf.

